

SOPHIE BIENVENU

SAM
IST
WEG



classen

ROMAN

Wir saßen zu dritt in der Küche und aßen Hackfleischbällchen mit Soße, weil Freitag war. Ich ging in die fünfte Klasse und trug mein neues Casper-Sweatshirt, das ich mir selber bei Walmart hatte aussuchen dürfen. Der Kiefer meiner Mutter knackte beim Essen, die Nase meines Vaters pfiff beim Atmen. Eine Fliege versuchte verzweifelt, sich aus der Deckenlampe zu befreien. Ich hatte Bauchschmerzen, seit ich von der Schule nach Hause gekommen war, weil ich etwas fragen musste, wovon mein Leben abhing, und weil ich wusste, dass meine Mutter Nein sagen würde. Ich musste es trotzdem versuchen, also gab ich mir einen Ruck:

»Mama, Papa ... Ich muss euch was fragen ...«

Seit dem vergangenen Montag dachte ich darüber nach, wie ich das Thema am besten ansprechen könnte, spielte in Gedanken verschiedene Möglichkeiten durch, aber in diesem Augenblick wusste ich plötzlich nicht mehr, was ich sagen wollte. Machte aber nichts, weil meine Mutter mich sowieso unterbrach.

»Mathieu, ich hab dir schon tausendmal gesagt, ich will keinen Hund hier. Die Antwort ist Nein.«

»Aber ...«

»Und ich habe dir auch schon tausendmal gesagt, dass du nicht immer wieder damit ankommen sollst. So ein Vieh haart überall rum, und ich hab mit euch beiden genug zu tun.«

Die Nase meines Vaters pfiff schneller und lauter. Ich schwieg. Starrete auf meinen Teller. Damit hatte ich nicht gerechnet. Mein Vater legte Messer und Gabel rechts und links neben seinen Teller und fragte mich ruhig:

»War es das, was du fragen wolltest, mein Junge?«

Ich schüttelte den Kopf und spulte dann schnell meinen Text ab, während ich meine Fleischbällchen fixierte: »Also, alle gehen da hin, im Juni, mit der Schule, also ins Ferienlager, ins Camp Minogami ... Das klingt super, da kann man Kajak fahren und wandern und alles Mögliche, draußen in der Natur, Bogenschießen ... und Kajak fahren ... und das ist auch gar nicht teuer, weil unser Lehrer hat einen Gruppenrabatt bekommen, wir kriegen fünf Tage zum Preis für drei.«

»Und du möchtest da gern hin?«

Ich warf meinem Vater einen Blick zu und nickte so heftig, dass es sich anfühlte, als würde mir das Hirn von innen gegen die Stirn schwappen. Mein Vater kam nicht dazu, den Mund aufzumachen und Ja zu sagen, da fiel ihm meine Mutter schon ins Wort.

»Natürlich will er da nicht hin. Was soll er denn fünf Tage in einem Ferienlager? Außerdem ist es draußen in der Natur gefährlich. Weißt du nicht mehr, was letztes Jahr passiert ist? Dieser große Waldbrand in der Abitibi? Hör auf, ihm Flausen in den Kopf zu setzen!«

»Wieso ich? Er hat doch gerade selber gesagt, dass er da hinwill.«

Die Soße auf meinem Teller sah aus wie ein Bild. Wie der Schläfer im Tal, dieser Typ aus dem Gedicht von Rimbaud, das wir in der Schule gelesen hatten. Mehrere Eltern hatten daraufhin protestiert, es sei zu brutal, und sich über die Lehrerin beschwert, weil sie aus Frankreich kam, die Dinge bei uns aber anders liefen.

»Ist das wahr? Willst du da wirklich hin?«

Aus dem Mund meiner Mutter klang das wie: »Willst du wirklich lieber neugeborenen Kätzchen den Bauch aufschlitzen, anstatt hier bei deiner Mutter zu bleiben, die sich selbstlos um dich kümmert?«

Ich zuckte mit den Achseln und sagte in Gedanken das Gedicht auf.

Ein Kriegsmann jung barhaupt mit offenem Munde ...

»Du kannst es mir ruhig sagen, Mathieu. Ich bin nicht böse. Nur traurig. Ich dachte, im Juni hilfst du mir mit meiner Aquarellausstellung im Café des Arts, aber wenn du lieber draußen in der Natur rumrennen willst, nur zu.«

Den Nacken badend in dem blauen Kraut ...

Mein Vater ließ seufzend sein Stück Brot auf den Tisch fallen. Er sah mich an. Sah mich sehr lange an.

Schläft unter freiem Himmel, bleich, am Grunde

Gestreckt, im grünen Bett vom Licht betaut.

Ich wusste nicht, was er von mir erwartete. Vielleicht, dass ich mehr Mut hatte als er. Vielleicht, dass ich ein anderer Mann werden würde als er. Jemand, der seine eigenen Entscheidungen traf, der Fuck you sagte, wenn ihm was auf den Sack ging, der nicht

blieb, wenn er eigentlich gehen wollte, jemand, der sich nicht alles gefallen ließ, im Tausch für eine künstliche Bequemlichkeit, der ins Ferienlager fuhr, wenn er Lust darauf hatte. Meine Mutter aß ungerührt weiter. Ich hätte am liebsten losgebrüllt, aber dann hätte ich den Faden meines Gedichts verloren. Ich wusste nicht, wohin mit meinen Händen, also nahm ich ein Fleischbällchen und schob es mir in den Mund, als ob mich eine unsichtbare Vogelmama fütterte.

»Iss nicht mit den Fingern, das gehört sich nicht.«

Meine Mutter aß weiter. Die Uhr machte ticktack. Der Kühlschrank fing an zu brummen.

Natur umhüll ihn warm! Es friert ihn noch.

Mein Vater versuchte es noch einmal: »Möchtest du ins Ferienlager, mein Junge?«

Die Küche stand unter Strom. Und trotz des brummenden Kühlschranks, trotz der in der Lampe gefangenen Fliege, trotz des Ticktacks der Uhr und trotz des Schnaufens meines Vaters hörte ich den Kiefer meiner Mutter mahlen. Klack. Klack. Klack.

Endlich gelang es der Fliege, sich zu befreien, aber schon im nächsten Moment blieb sie an dem Klebestreifen über dem Küchentresen hängen. Um da loszukommen, hätte sie sich alle Beine ausreißen müssen. Sie saß in der Falle. Sie würde sterben.

»Nein, ich möchte nicht ins Ferienlager.«

Meine Mutter lächelte und legte mir die Hand auf den Unterarm. Dann sagte sie, wir zwei beide würden uns schon prächtig amüsieren.

Mein Vater erhob sich stumm, strich mir über den Kopf, nahm seine Jacke, sein Portemonnaie und verließ das Haus. Ich hörte ihn in dieser Nacht nicht heimkommen.

Ich spielte mechanisch mit dem Rest meiner Fleischbällchen.

»Iss nicht mit den Fingern, wie oft muss ich dir das noch sagen.« Meine Mutter holte einen feuchten Waschlappen und machte mir die Finger sauber. Dann wischte sie mir über den Mund. Ich versuchte halbherzig, mich zu wehren, obwohl ich wusste, dass es nichts brachte. Diesen Kampf würde ich verlieren und mir dabei nur wehtun.

»Du wirst sehen, mein Schatz. Das wird schön, nur wir zwei beide, du und ich.«

Er schläft im Sonnenschein, die Hand auf stummer
Brust – auf der rechten ist ein rotes Loch.

Heute Morgen hat es angefangen zu schneien, und Sam und ich finden das verdammt früh, ist doch erst Ende Oktober. Ich weiß nicht, ob wir einen weiteren Winter überstehen. Am liebsten würden wir in den Süden abhauen, weil das Unglück sich in der Sonne besser aushalten lässt, wie es in dem Lied von Aznavour heißt. Dabei hatte der Typ, glaub ich, echt keinen blassen Schimmer davon, was Unglück ist.

Ich parke Sam an der Bank vor dem Spätkauf und gehe Kaugummis holen und Beef Jerky natur, damit sie auch was abkriegt, ohne dass die Gewürze ihr das Maul verbrennen. Da ich meistens in dieser Gegend um die Rue Masson abhänge, kenne ich Guy, den Typen, der da arbeitet, gut. Vor ein paar Monaten haben wir festgestellt, dass er neben dem Haus wohnt, in dem mein Vater aufgewachsen ist, auf der Sixième Avenue. Das Haus gehörte meinen Großeltern, bevor sie es verkauft haben, um im Altersheim zu krepieren. Wir sind also quasi Nachbarn, um zwei Generationen versetzt. Echt strange.

Guy mag den Winter, er freut sich auf die nächsten Monate. Aber er ist auch echt nicht wählerisch. Ich bin neidisch auf sein Leben als glücklicher Idiot. Manchmal komme ich nach einem Gespräch mit ihm sogar lächelnd aus dem Laden.

»Du hast Glück, dass du 'nen Hund hast. Mein Vermieter verbietet Haustiere. Ist bestimmt schön, wenn du nach Hause kommst und dein Hund wedelt begeistert mit dem Schwanz ... Okay, Nachhausekommen ist bei dir natürlich nicht ganz ...«

Aber er ist trotzdem nett.

Heute unterhalten wir uns über seinen Rodelteller und darüber, dass es ihm scheißegal ist, dass die Leute sich über ihn lustig machen, weil das angeblich nur was für Kinder ist. Er sagt, er ist halt im Herzen ein Kind geblieben, und nur das zählt. Fuck

them. Ich mach den Satansgruß, und er grinst wie ein Kiddie, dem du gerade erlaubt hast, so lange vor der Glotze zu sitzen, wie es will.

»Hey, ich hab gleich Pause. Darf ich kurz mit raus, Sam streicheln?«

»Klar, kein Problem.«

Ich ziehe die Tür auf und gehe vor, zu der Bank, wo ich Sam angebunden hatte. Es trifft mich wie ein Schlag vor die Brust. Dann wird mir kotzübel: Sam ist weg. Guy sagt irgendwas, aber ich höre nur ein Rauschen. Sie ist nicht mehr da, nicht rechts, nicht links und auch nicht auf der anderen Straßenseite, bei dem anderen Hund, der vor der Edelbäckerei angeleint ist. Sam ist verschwunden. Um mich herum ballt sich die Luft, bis man sie fast schneiden kann. Ich bin unter Wasser. Alle Geräusche sind dumpf, alle Bewegungen verlangsamt. Vielleicht rufe ich nach Sam, ich bin mir nicht sicher. Der Späti-Typ ruft auch, aber in einer anderen Dimension. In meiner Dimension bin ich ganz allein, da gibt es nur mich und die Tatsache, dass mein Hund weg ist. Ich weiß nicht, in welche Richtung ich laufen soll, ich hab keinen Überblick, mein Rufen ist nicht laut genug. Ich fange an zu brüllen. Die Leute starren mich an, und Guy fragt alle, ob sie nicht vielleicht einen großen grauen Hund gesehen haben, der gerade noch hier war. Manche wechseln die Straßenseite. Autos bremsen. Das kann nicht wahr sein, das geht einfach nicht. Scheiße, Sam, wo bist du? Will mich hier jemand verarschen? Das ist verdammt noch mal nicht lustig. Ich will, dass das aufhört!

Dann stehe ich auf der Bank, kann aber immer noch nicht weit genug sehen. Von der Lehne aus hätte ich einen besseren Überblick. Die Lehne ist nass, ich rutsche ab und schlage mir den Schädel auf. Jemand versucht mir hochzuhelfen, aber ich will das nicht. Ich will bloß, dass sie meinen Hund finden und ihn wiederbringen. Blut läuft mir ins Auge. Der Jemand ist eine Frau, sie sagt, ich soll mich hinsetzen. Ich will mich nicht hinsetzen, ich will meinen Hund wiederhaben. Alles dreht sich, ich verliere das Gleichgewicht. Die Frau lässt nicht locker.

»Bleib sitzen. Wie heißt du?«

»Ich muss meinen Hund suchen.«

Ich stehe schwankend auf und brülle mir die Seele aus dem Leib. Irgendwas rinnt mir übers Gesicht, keine Ahnung, ob Tränen, Rotz oder Blut. Ich stehe mitten auf der Straße, zwischen den beiden Fahrspuren, damit ich einen besseren Überblick habe. Die Leute haben Schiss vor mir, egal. Sobald ich Sam gefunden habe, mache ich mich wieder unsichtbar. Versprochen. Aber jetzt blockiere ich erst mal den Bus 47.

Ganz in der Nähe sehe ich Blaulicht. Die Bullen sind mal wieder von der schnellen Truppe, aber jetzt kommen sie in Zeitlupe auf mich zu. Ich höre, wie Guy erklärt, dass mein Hund verschwunden ist. Die Frau fügt hinzu, dass ich von der Bank gefallen bin